

# DIE TOM BLASS NORDSEE

Übersetzt von  
Tobias Rothenbücher

Landschaften,  
Menschen  
und Geschichte  
einer rauen Küste



## 11 AUF DEN HALLIGEN ODER EIN AXOLOTL AUF DEN MARSCHINSELN

Aber es war dennoch keine Zauberinsel, sondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtausend von der großen Flut in diese Inselbrocken zerrissen wurde; die weißen Vögel warn Silbermöwen, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen schwebten.

Theodor Storm, *Eine Halligfahrt*

Auf die Halligen stieß ich zum ersten Mal in einem Artikel über Orte, die aufgrund des Klimawandels und des damit einhergehenden Anstiegs des Meeresspiegels innerhalb der nächsten vier, fünf Generationen verschwunden sein könnten. Ich fragte einen meiner deutschen Freunde, ob er schon mal von ihnen gehört hätte. »Ist das diese kleine Bergkette nahe der Schweizer Grenze?«

»Nein«, sagte ich, »eine Gruppe flacher Inseln vor Schleswig-Holstein, nördlich von Helgoland und südlich von Sylt und Amrum.«

»Kenne ich nicht«, sagte er und musste kichern. »Die sind sicher nicht sehr prominent.«

Zu dem Artikel gehörte auch eine Luftaufnahme, auf der die Halligen an grüne Blasen erinnerten, die aus einer graublauen Haut hervortraten. Auch Hausdächer, Anleger und Straßen waren zu erkennen. Die Inseln erweckten den Eindruck, als seien sie die entlegensten Orte der Nordsee – und abgesehen von der ein oder anderen Shetland-Insel könnte das sogar stimmen.

Die Fähre nach Langeneß, die *Hilligenlei*, legt nicht im Hafen von

Husum ab, sondern von einem abgelegenen Landungssteg in einem Ort namens Schlüttsiel. Während sich das Schiff wie auf Katzenpfoten durch die Priele schleicht, schöpft der Koch sämige Erbsensuppe in große Schüsseln (gekrönt mit einem Frankfurter Würstchen) und präsentiert stolz seinen berühmten hausgemachten Apfelkuchen.

Theodor Storm schilderte seine erste Fahrt zu einer nicht näher benannten Hallig so: »Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der sich allmählich in die Breite streckte; und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache schien es zu umgeben; so weit man an dem Strande entlang sehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unablässig wie in stiller Geschäftigkeit durcheinander auf und ab stiegen. [...] Das war fast wie in einem Märchen.«

Formell bekräftigt wird der Halligenstatus durch das Wort »Hallig« als Bestandteil des Namens, etwa bei Hallig Hooge, Hallig Langeneß, Hamburger Hallig oder Hallig Gröde. Weniger als hundert Menschen leben auf Hallig Langeneß, doch damit ist sie die bevölkerungsreichste Hallig. Manche hingegen sind unbewohnt. Die ständige Population von Gröde besteht aus sieben Personen, die alle der Familie Momsen angehören, und einer von ihnen ist der Bürgermeister.

Aber eine Hallig ist keine Insel – darauf bestehen ihre Bewohner, die sich Halliglüüd nennen. Anders als echte Inseln, so erläutern sie, haben die Halligen keinen felsigen Kern, sie sind vielmehr die Überreste alter Polder, die 1362 von der Grote Mandrenke weggespült wurden, welche sechstausend Menschen und die zehnfache Menge Vieh das Leben kostete und die Stadt Rungholt zerstörte, deren Kirchenglocken vorbeifahrende Schiffe in ruhigen Nächten bis heute hören können (so erzählt man sich – übrigens auch in Suffolk über die Stadt Dunwich).

Etwas Besonderes sind die Halligen außerdem, weil ihre Bewohner zum Schutz vor Überflutung bis heute eine uralte Verteidigungsstrategie verfolgen: So wie es ihre Urahnen vor Jahrtausenden bereits in den heutigen Niederlanden getan haben, errichten sie ihre Häu-

ser auf Erdhügeln, den Warften, die sich sechs bis acht Meter über dem Niveau der Felder erheben. Während einer Sturmflut, bei der ein Tief, starke Hochwasser und kräftige Winde zusammenkommen, sind die Halligen den Nordseewellen unterworfen, und ihre menschlichen und tierischen Bewohner drängen sich in den Häusern und Ställen auf den Warften, die dann zu eigenen kleinen Inseln werden, bis die Flut wieder zurückgeht. Ich ließ die Erbsensuppe samt Frankfurter stehen und ging an Deck, während die Fähre durch die Fahrrinne im Wattenmeer kroch. Eine schwache Sonne drängte sich durch den wie mit Stoff verhangenen Himmel und kräuselte sich wie Mondlicht auf der Wasseroberfläche. Am Rand der Fahrrinne, die lediglich durch verlassen im Schlick steckende Stämmchen markiert ist, schritt ein Dutzend Löffler – die ersten, die ich je gesehen hatte – vornübergebeugt im zögerlichen Gleichschritt vorwärts, elfenbeinfarben im silbern schimmernden Watt. Silbermöwen suchte ich vergebens, doch ich sah einen Schwarm Küstenseeschwalben sowie erste Rauchschnalben, zwei Arten, deren gänzlich unterschiedliche Reiserouten (die eine von Pol zu Pol, die andere von Europa nach Afrika) sich zufällig über der Nordsee überschneiden. Die Schnalben fischten nach Insekten, die Seeschnalben beobachteten die Wasseroberfläche und ließen sich fallen. Plötzlich hörte ich einen Schwall in uralter Sprache: Die Tür zur Brücke war aufgegangen, wo der Kapitän und sein Maat in gutturalem, verrauchtem Friesisch ihre Witze rissen.

Die Überfahrt nach Langeneß, in deren Verlauf sich der kettenrauchende Kapitän vorsichtig über die kaum bedeckten Sandbänke hinwegtastete, dauerte quälend lange. Die *Hilligenlei* näherte sich der Landungsbrücke mit dem zittrigen Selbstvertrauen eines steinalten Schildkrötenmännchens, das sich seiner Partnerin zur Paarung nähert. Dann kam der scheppernde, polternde Vollzug, die Klimax der Maschine im Rückwärtsgang, der Landungssteg klappte nach unten, und Schiff und Land waren verkuppelt.

Nur etwa ein Dutzend Leute gingen von Bord, ich zögerte kurz

und betrachtete mit eigentümlicher Freude ein paar Wiedersehen: eine Frau, die eine jüngere Schwester an sich drückte, ein väterliches Schulterklopfen, mütterliche Umarmungen – Begegnungen, die vielleicht durch die Notwendigkeit einer Überfahrt an Bedeutung gewannen. Mich empfing nur die eigenartige Blöße der Hallig.

Die Menschen auf Langeneß verteilen sich auf sechzehn Warften. Jede liegt zwischen einem halben und zwei Kilometern von ihrem nächsten Nachbarn entfernt, erhebt sich rund acht Meter über die Felder und bietet zwischen einem und fünf Häusern Platz, Kuh- und Hühnerställe eingeschlossen. Man sagt – oder zumindest habe ich es von einer Person gehört –, dass im Altertum Druiden die Lage der Warften bestimmten, indem sie vorhersagten, an welcher Stelle nie der Blitz einschlagen würde – und tatsächlich könne sich seit Menschengedenken niemand an einen Blitzeinschlag auf einer Warft erinnern. Die Kirche und die Schule mit ihren sechzehn Schülerinnen und Schülern teilen sich eine der Erhebungen. Auf einer anderen steht die Gaststätte Hilligenley (ich bin mir nicht sicher, ob sie Pate für den Namen der Fähre gestanden hat oder umgekehrt oder ob keins von beidem zutrifft), und auf wieder einer anderen befindet sich der winzige Inselladen.

Der erste Eindruck aus der Nähe ist etwas ernüchternd. Vom Meer her betrachtet war Langeneß nur als geduckte Silhouette zu erkennen. Jetzt an Land war es das Horizontale, das einen fast überwältigte, eine grüne Ebene dahinfliegender Düfte (nach Kuh, nach Meer, nach Klee) und pfeifender Vögel und Winde, und Anfang Mai auf jeder Wiese große Herden knabbernder, glucksender Ringelgänse.

Das Waliser Schwarzvieh gehörte dem Besitzer der Gaststätte, und die sechs Hochlandrinder hatte die Familie Petersen auf die Insel gebracht. Später lernte ich die Petersens kennen, denn sie bewohnten die Hunnenswarf, einen Spaziergang von gut anderthalb Kilometern von der Neuwarf entfernt, wo ich bei Frau Nissen und ihrem Mann Fiede wohnte, der gleichzeitig Bürgermeister und Postschiffer war.

Mit Fremdsprachenkenntnissen ist es auf Langeneß nicht weit her.

Auf meinem Weg den Hang hinauf zur Warft begegnete ich einem alten Mann mit Kapitänsmütze, der um den Hals ein riesiges Schiffsfernglas trug. Er erinnerte mich an Chris, meine Bekanntschaft aus den Marschen von Essex, der ein ähnliches besessen hatte. Wir versuchten, ins Gespräch zu kommen, doch abgesehen von dem allgegenwärtigen norddeutschen »Moin« fielen uns keine Wörter ein, die der andere verstanden hätte. Doch der Mann redete einfach weiter und deutete mit seinem Stock auf die Weite der Felder, den Himmel und die von Gräben eingerahmte, mit Gänsen besprenkelte Straße, die von einem Ende der Hallig zum anderen führte, und auf das glitzernde Band des Meeres, das hinter den entferntesten Weiden gerade zu erkennen war. Dann ging er weiter, und auch ich setzte meinen Weg fort.

Oben auf der Hunnenswarf waren auf den ersten Blick keinerlei Lebenszeichen zu erkennen. Der kleine Laden war geschlossen. Ich stand am Rand der Warft und beobachtete, wie eine zornige Sturmbö ihrem Ärger über dem Osten der Insel Luft machte, während im Westen die Wolken bereits kräftigem Blau gewichen waren. Es machte mir nichts aus, einfach abzuwarten, bis jemand kam, und schon bald erschien ein junger Mann zwischen den Hofgebäuden. Da er schätzungsweise zwischen achtzehn und zwanzig war, hoffte ich, er spräche vielleicht ein bisschen Englisch. Doch wir kamen in den Genuss der gleichen Unterhaltung, die ich zuvor mit dem alten Mann geführt hatte, wenn auch mit weniger Deuten und weniger Worten. Aber dann, als ich mich gerade sehr weit weg von zu Hause fühlte, weniger räumlich als vielmehr zeitlich gesehen, fragte eine junge Frau im vertrauten Akzent meiner Heimat, ob sie mir behilflich sein könne.

Aber ja, bestätigte ich. Ich wolle über die Inseln schreiben, hätte aber nicht mit mangelnden englischen Sprachkenntnissen gerechnet, da die Deutschen in dieser Hinsicht doch sonst so entgegenkommend seien. Genau das sei der Grund, erwiderte sie, weshalb sie sich für einen Aufenthalt als Au-pair auf Langeneß entschieden habe, ehe sie in Oxford Germanistik studieren wolle. So sei sie fast vollständig

in die Sprache eingetaucht, und dazu komme der Bonus einer satten Dosis Plattdeutsch.

Die eher kräftig gebaute, stark gebräunte Angela (so hatte sie sich, glaube ich, vorgestellt) mit ihrem dichten schwarzen Haar ging durch ein kleines Tor voraus in einen Garten, in dem Kinderspielzeug herumlag, öffnete die Tür zu dem dahinterliegenden Haus mit seinem dunklen Reetdach, das an über die Augen hängende Ponyfransen erinnerte, und rief in die Dunkelheit des Hausflurs hinein. Ein häuslicher, ländlicher und altmodischer Geruch drang in meine Nase. Jemand rief etwas zurück, und sie sagte, ich möge doch um fünf zurückkommen, dann wollten die Petersens mich treffen.

Niemand weiß genau, wie alt die Warften sind. Nach manchen Schätzungen, gestützt auf die Spekulationen von Archäologen, könnten die ältesten über zweitausend Jahre zählen. Selbst die zähesten Häuser sind wesentlich jünger. Sie wurden Anfang des 18. Jahrhunderts in einer Zeit erbaut, die für die Halligbewohner Ausgangspunkt für eine wirtschaftliche Blüte war. Es war ein glücklicher Aufschwung. Da der König von Frankreich den Basken untersagt hatte, in der niederländischen Walfangindustrie zu arbeiten, wandte sich Amsterdam an die Friesen, um die Schiffe zu bemannen, und die Halligbewohner folgten dem Ruf an die Harpune mit großem Eifer. Bei ihrer Rückkehr aus den arktischen Gewässern brachten sie Geld, Weltgewandtheit und kistenweise Delfter Kacheln mit, die sie beim Bau ihrer neuen, überzeugend bürgerlich aussehenden Häuser auf ihren Warften verwendeten.

Die Sitte, sich außerhalb der Inseln Arbeit zu suchen, hielt sich bis in eine Zeit, in der die Wale schon so gut wie ausgerottet waren. Anfang der 1920er-Jahre schrieb W. M. Davis in der Zeitschrift *Geographical Journal*: »Seit Langem ist es Brauch [...] dass diejenigen, die Seeleute werden möchten, sich Anfang Frühjahr in einem Ort auf einer der größeren Inseln versammeln und von dort nach Holland übersetzen, vornehmlich nach Amsterdam, wo sie auf Kreuzfahrtschiffen anheuern, doch üblicherweise kommen sie im Winter zurück.

Die heimkehrenden Seeleute suchen sich ihre Frauen unter der einheimischen Bevölkerung, und ein moderates Übermaß an geisteschwachem Nachwuchs scheint das Ergebnis von Eheschließungen unter engen Verwandten zu sein.«

Um fünf stand ich wieder vor der Tür. Weder Irina Petersen noch Angela waren zu sehen, aber der junge Mann, mit dem mir zuvor keine Unterhaltung gelungen war, lehnte ohne erkennbare weitere Absicht an einem zurückgelassenen landwirtschaftlichen Gerät und betrachtete ein glitzerndes kleines graues Auto, das, wie er mir zu verstehen gab, Frau Petersen gehörte. Es überquerte die Hallig, fuhr an der Warft vorbei und kam wieder zurück, ohne dabei – mangels Erhebungen oder Straßenecken – aus unserem Blickfeld zu verschwinden.

Noch einmal Davis: »Man könnte sich vorstellen, das Leben auf der Hallig bestünde aus einfachen täglichen Pflichten. Die Frauen sind gute Hausfrauen und halten das Wohnzimmer sauber und aufgeräumt, obwohl sich unter dem gleichen Dach auch Kuh- und Schafstall befinden. Die Sommertage sind sehr geschäftig. Da viele der Männer auf See sind, müssen die zu Hause gebliebenen Familienmitglieder die Heuernte einbringen und für das Vieh sorgen.«

Langsam näherte sich das Auto erneut, kroch den Hang herauf und hielt an. Frau Petersen stieg aus und sagte wie zur Bestätigung: »Vielleicht denken Sie ja, dass wir hier ein ganz einfaches Leben führen. Aber wir haben immer zu tun. Besonders im Sommer.« An diesem Nachmittag habe sie bereits ihren Sohn von der Schule abgeholt, ihre Tochter zur Gaststätte Hilligenley gefahren, wo sie hinter der Theke arbeite, Stroh zu einer benachbarten Warft gebracht, wo eine Kuh gerade ein Kalb bekomme, und einige Waren für den Laden entgegengenommen.

Von irgendwoher erschien ihr Mann Hanni. Er mochte Mitte vierzig sein und trug einen struppigen Inselbart und eine kleine Wollmütze. Auf Plattdeutsch sagte er: »Ich bleibe jetzt nicht zum Erzählen hier. Ich bin der unhöflichste Mensch der Welt. Ich habe sehr viel zu tun, und mein Bauch tut weh.« Und damit drehte er sich um und

ging wieder. Liebevoll sah Irina ihm hinterher, während er in Richtung Felder spazierte und sich den Bauch hielt.

Später saßen wir an einem kleinen Gartentisch im Halbschatten eines der wenigen Bäume. Angela kam mit Kaffee und Apfelkuchen, und ein paar Kinder tummelten sich auf der Wiese. Irina, die aus Stuttgart stammte, verstand gut Englisch, wandte sich aber an Angela, die sie beim Sprechen unterstützte. Angela lebte schon fast neun Monate bei den Petersens; ihr Englisch roste langsam ein, sagte sie. Mir fiel die starke Bindung zwischen den beiden Frauen auf, die locker und mit offenkundiger Zuneigung miteinander redeten. Wie auch Hanni und die sich tummelnden Kinder wirkten beide außergewöhnlich gesund, was Irina einem Leben zuschrieb, das zum großen Teil unter freiem Himmel stattfand. »Stadtleute, die hierherkommen, wirken immer so ... so ... *bläss*.«

Wohl aus Mangel an Sonnenlicht.

Als echte Schwäbin hatte sie sich nicht nur an das schwer verständliche Plattdeutsch, sondern auch an einen völlig unterschiedlichen Regionalcharakter gewöhnen müssen. »Alles andere war einfach.« Sie erklärte, dass die Halligbewohner, anders als die Schwaben, nicht viel redeten, sondern oft mürrisch seien und keinen Sinn für Humor hätten. (Davis: »Sie kennen keine Spiele, keine Lieder. Ja, bei den Alten gilt Singen als Anzeichen, betrunken zu sein.«) Andererseits könnten sich die Schwaben kaum entspannen und würden sich ständig Sorgen über Geld und ein aufgeräumtes Zuhause machen. »Ich weiß immer gleich, der Gast war ein Schwabe, weil dann das Zimmer hinterher aufgeräumter ist als vor seiner Ankunft.«

Irina lebte bereits lange genug auf Langeneß, um sich nicht mehr als Zugereiste zu sehen. Einiges auf der Insel habe sich ins Gegenteil verkehrt. Die kommunale Verwaltung gebe den Männern Arbeit bei der Wartung der steinernen Küstenbefestigungen, die die Überflutung nicht verhinderten, aber dafür sorgten, dass die Hallig nicht fortgeschwemmt wurde. Für die Frauen hingegen gab es außer den Tätigkeiten, die Davis schon vor neunzig Jahren umrissen hatte, nichts

zu tun. Üblicherweise suchten sie, sobald sie ihren Schulabschluss auf dem Festland gemacht hatten, ihr Glück anderswo in Schleswig-Holstein oder sogar noch weiter weg. Das bedeutete, dass die Männer, die blieben, um ihre Arbeit und ihren Besitz zu behalten, sich weiter entfernt nach Frauen umsehen mussten – etwa in Schwaben.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten Hanni und Irina bei seiner Großmutter gelebt, die noch ein Langeneß ohne fließendes Wasser und Elektrizität gekannt hatte. Hannis Großmutter war eine beeindruckende Person gewesen, und sie hatte Irina ein Gefühl dafür vermittelt, welchen Strapazen ein Halligbewohner sich stellen können musste. So war es in ihrer Kindheit, ehe die Straße gebaut worden war, so mühsam gewesen, von einem Ort der Hallig zum anderen zu gelangen, dass die Gemeinschaft über die allernächsten Warften hinaus bereits nicht mehr so eng war – die Leute am anderen Ende der Hallig zu kennen, war weniger wahrscheinlich als heute. Auch hatte die alte Dame Wasserverschwendung nicht ertragen, weil damals jede Warft von der Fähigkeit seiner Bewohner, Regenwasser zu sammeln, abhängig war. Ja, es habe sie fast ebenso sehr aufgeregt, wie wenn sie erfahren habe, dass einer ihrer Nachbarn bei der Jagd auf Wühlmäuse nicht sorgfältig genug gewesen sei.

»Warum sollen sie denn Wühlmäuse töten?«, fragte ich.

»Weil sich die Wühlmäuse in den Warfthang graben und ihn beschädigen, was ihn bei jeder Sturmflut schwächt.«

Dieses Pflichtbewusstsein hatte auf Irina abgefärbt. Sie zeigte hinüber zu einer benachbarten Warft, wo ich einen Mann erkannte, der seinen Rasen pflegte. Er sei ja sehr nett, sagte sie, aber nur ein Wochenendurlauber, der seinen Pflichten als Halligbewohner, etwa Wühlmäuse zu töten, womöglich nicht so gründlich nachkäme, wie er sollte.

Wie es denn sei, bei Sturmflut, bei Land unter, fragte ich sie. War es denn keine schreckliche Erfahrung, der Gefahr zu ertrinken regelmäßig so nahe zu sein?

»Nein«, sagte sie, »es ist herrlich!« Und dann schilderte sie die

Aufregung in Erwartung der nahenden Sturmflut, während man die Vorratskammer füllt, das Vieh auf die Warft bringt und den Warft- hang nach Wühlmauslöchern absucht. »Es ist ein bisschen wie Weihnachten.«

Zwar wirken die Siedlungen auf den Warften schlicht und einfach wie Häuser auf Hügeln, doch sind diese so geformt, dass sie der Wucht einer Flut standhalten. Die Neigung des Hangs schwächt den Ansturm der Wellen ab und nimmt ihnen so die Kraft, ähnlich wie bei Hauke Haiens Deich in der Beschreibung von Theodor Storm. Ihre stärksten Mauern haben die Häuser auf der westlichen, dem offenen Meer zugewandten Seite, denn aus dieser Richtung wütet der Sturm am kräftigsten, und Balken im Hausinneren stützen das Dach, falls die Wellen es schaffen sollten, die Mauern niederzureißen. Tatsächlich treiben die Häuser ein gewagtes Spiel mit den Wassermassen der Nordsee, die häufig bis auf einen halben Meter oder weniger an die Warftkante heranreichen. Nach der großen Sturmflut von 1962, der sechstausend Gebäude zum Opfer fielen und bei der 347 Menschen ertranken, lag Langeneß zu großen Teilen in Trümmern, war aber nicht geschlagen.

In der Regel zieht sich das Wasser innerhalb weniger Tage zurück. Doch es ist nicht ungewöhnlich, dass die Fähre nicht anlegen kann, weil die Bedingungen zu schlecht sind, »und natürlich steht dann der Lorendamm unter Wasser. Haben Sie die Lore schon gesehen?« Noch nicht, sagte ich. Ich wollte sie mir noch vor meiner Weiterreise nach Hooge am nächsten Tag ansehen und freute mich darauf ... Es entstand eine kurze Gesprächspause, die mir Zeit ließ, meine Gedanken zu sammeln und etwas Apfelkuchen in mich hineinzustopfen. Irina sinnierte noch ein bisschen weiter: »Natürlich«, sagte sie, »ist Weihnachten auch nur einmal im Jahr, Gott sei Dank.«

Allein um die Lore zu sehen, hatte sich der Besuch auf Langeneß schon fast gelohnt. Am östlichen Ende der Hallig beginnt ein Schmalspur-Schienenstrang, der sich dann hinunter ins Meer neigt, doch sein nächster Halt ist erst die ein paar Kilometer entfernte win-

zige Ein-Warft-Hallig Oland. Es gibt keinen richtigen Bahnverkehr, vielmehr besitzt jede Familie einen Miniaturwaggon von der Länge eines Mittelklassewagens, der von einer benzinbetriebenen Lokomotive gezogen wird. Es sind Fantasiefahrzeuge, außen und innen aus Sperrholz gebaut und mit alten Kissen ganz nach eigenem Geschmack ausgestattet.

Ich beobachtete, wie eine Familie ihre fünf Kinder, ein paar Schlafsäcke und einen Hund darin verstaute; sie waren auf dem Weg in den Urlaub. Ich gelobte mir, meinem Sohn zu Hause nichts von ihrem Wagen zu erzählen, weil er unglaublich neidisch geworden wäre. Er war dunkelblau mit drei bullaugenrunden, weiß gerahmten Fenstern. Der Motor lief an, und die Lore schaukelte hinaus in die neblige Weite.

Ob es in zehn Jahren auf der Hallig noch eine Lore gibt, steht in den Sternen. Manche sagen voraus, sie werde eines der ersten Opfer der Sturmfluten sein, die bis vor Kurzem als etwas Besonderes gelten konnten, weil sie so selten auftraten, vielleicht drei oder vier Mal zwischen den ersten Herbststürmen und dem turbulenten Frühlingsanfang. Doch allein im Jahr zuvor war es dreißig Mal so weit gekommen, häufiger als jemals zuvor innerhalb von zwölf Monaten seit Beginn der Aufzeichnungen. Keiner meiner Gesprächspartner wagte es, das Wort »Klimawandel« in den Mund zu nehmen. Ja, das Klima ändere sich, aber ob das am weltweiten Kohlendioxidausstoß liege, wer könne das schon wissen?

Der größte Teil des Wattenmeers und die Halligen sind aufgrund der ökologischen Bedeutung des Gebiets als »eines der letzten natürlichen großen litoralen Ökosysteme, wo natürliche Prozesse weitgehend unbeeinflusst fortbestehen«, im Rahmen des UNESCO-Weltenerbes geschützt. Wie die Wissenschaft betont, ist es die größte zusammenhängende Kinderstube für Jungfische der Nordsee, und man sagt, in seinen Untiefen, Dünen, Muschelbänken, Prielen und Mündungstrichtern herrsche eine ebenso große biologische Vielfalt wie im Amazonasregenwald. Daher erhalten seine menschlichen Be-

wohner Zuwendungen von der örtlichen Verwaltung und auch von mächtigen NGOs wie der UNESCO und dem WWF, die sie überzeugen sollen, nichts zu unternehmen, was als schädlich für das Ökosystem gilt, und stattdessen umweltfreundliche und nachhaltige Verfahren anzuwenden. Und so spiegelt sich das komplexe Zusammenspiel zwischen Land und Meer in den kaum weniger verzwickten Beziehungen zwischen Einheimischen und Zugewanderten.

Auf Langeneß etwa besitzen nur noch wenige Ortsansässige eigene Kühe, stattdessen vermieten sie ihre Felder an Bauern vom Festland: Die Kühe treffen irgendwann im April ein und kehren im Oktober an Bord der *Hilligenlei* zurück. Das Vieh trägt entscheidend dazu bei, das Habitat der vielen Tausend Vögel, die ihre Winter und Sommer auf den Halligen verbringen, intakt zu halten. Es konkurriert mit den allgegenwärtigen Ringelgänsen, doch die Bauern erhalten eine Entschädigung für die Grasmenge, die die Gänse schätzungsweise vertilgen.

Auf jeder Hallig und auf den anderen Wattenmeerinseln gibt es Informationszentren, die die Vorzüge des UNESCO-Programms preisen und in denen detaillierte Grafiken den Kreislauf der Gezeiten und die Auswirkungen der Sturmfluten darstellen. Auch nicht fehlen darf ein Aquarium mit Seesternen, Einsiedlerkrebse, Schleimfische und anderen Wattbewohnern. Diese Zentren sind Teil der Landschaft geworden. Und sie bieten den Schulabgängern, die dort arbeiten, Gelegenheit, ein Jahr Freiwilligendienst zu leisten, im Wohnheim zu leben und auf Kosten des deutschen Steuerzahlers ein äußerst angenehmes Leben zu führen.

Ihr Verhältnis zu den Ortsansässigen ist oft kühl, denn für die Halligbewohner sind diese vorlauten Jungspunde Abgesandte aus einem Reich besserwisserischer Experten, die auf begrenzte Zeit von anderswo hierherkommen – manchmal sogar aus dem Ausland – und ihnen erzählen wollen, wie sie mit ihrer Hallig umzugehen und ihr Leben zu leben haben. Hannis Großmutter wäre nicht sonderlich erfreut. Nicht alle Experten von außerhalb ziehen wieder weg. Auch

ich bekam allmählich das Gefühl, dass, wenn ich länger als eine gute Woche bliebe, die Verlockungen des Windes, der Vögel und der grenzenlosen Sicht – ja die Verlockungen der Halligen an sich – meine Pläne, irgendwann wieder an Bord der *Hilligenlei* zu gehen, zunichtemachen würden.

Kenner der Halligen sagen gern, dass keine wie die andere sei. Wie der Anspruch von Texel, »Für jeden etwas« zu bieten, ist das vielleicht etwas zu hoch gegriffen. Sie sind durchweg flach, und alle ihre Häuser sind im friesischen Stil mit dem typischen wuchtigen Dach erbaut. Aber der Aussage liegen wohl feine Nuancen zugrunde: Jede Hallig ist ein klein wenig anders, und jeder noch so winzige Unterschied wird enorm überhöht durch die Weite des Himmels und die endlos ausgebreitete See.

Hooge ist nicht so lang gestreckt wie Langeneß und zählt nur achtzig Bewohner. Doch einige ihrer Warften haben eine vergleichsweise beträchtliche Größe: Auf der Backenswarf scharen sich dicht gedrängt vier Cafés, zwei Museen, ein Fischimbiss und das Rathaus rund um den *Fething*, das alte Regenwassersammelbecken, das heute nur noch ein Ententeich ist. Die ganze Warft nimmt vielleicht die Fläche von drei Tennisplätzen ein.

Weil ich niemanden kannte, hatte ich zuerst vorgehabt, mich an meinem ersten Abend auf Hooge auf mein Zimmer zurückzuziehen, zu lesen und den wehmütigen Nachtgeräuschen der schnäbelnden Enten und muhenden Kühe zu lauschen. Doch dann bekam ich eine Einladung, mir die Laienaufführung eines Theaterstücks auf Plattdeutsch anzusehen. Unter anderen Umständen hätte mich das nicht so sehr gereizt, aber so rannte ich fast zur zwei Kilometer entfernten Backenswarf, wo sich um Punkt 20.30 Uhr vor zwei Dutzend Zuschauern – größtenteils Touristen, die nichts verstanden – im Untergeschoss eines Gebäudes, vermutlich des Rathauses, der Vorhang hob.

Ich konnte nicht sicher sagen, ob das Stück lustig war oder nicht. Es handelte sich offenbar um eine Komödie über einen Aufstand in

einem Altersheim, eine Mischung aus *Einer flog über das Kuckucksnest* und der britischen Comedyserie *One Foot in the Grave*. Aber nur wenige Leute mussten wirklich lachen, vielleicht, weil die meisten den Dialekt nicht verstanden. Das beeindruckendere Schauspiel sollte folgen, als ich später durch die samtene Nacht zurückspazierte, und obwohl es mir nichts ausmachte, allein zu sein, kam mir die Weite der dunklen Felder, kaum durchbrochen von den Warften in der Ferne, schmerzlich einsam vor. Ein schmales Band aus blass leuchtendem Rot vermittelte zwischen dem Horizont und schweren, dunklen Wolken. Im Westen hing eine letzte Sonnenannahung am Horizont, und der Himmel hatte, von Bäumen unbeschnitten, die Bühne für sich allein.

Wie sich herausstellte, stammten die meisten wichtigen Leute auf Hooge mehr oder weniger von außerhalb. Nachdem sich der Vorhang am Ende des Theaterstücks gesenkt hatte, sprach ich den Mann mittleren Alters an, der die Rolle des sexbesessenen Greises gespielt hatte. Er musterte mich durch seine Professorenbrille. »Bitte kommen Sie mich morgen doch in der Schule besuchen«, sagte er. »Es wäre mir ein Vergnügen ...«

Am nächsten Morgen besorgte ich mir eins der Fahrräder, die auf Hooge überall zwischen den Gänsen stehen, und mir kam die Idee, die Kirche zu besuchen, die, umgeben von Gräben, Weiden und Kühen, inmitten alter Grabstätten steht und mit ihren bemalten Schnitzereien in Preußischblau und Dunkelrot als die hübscheste und älteste der Halligen und darüber hinaus berühmt ist. Eine Glocke schallte mahnend und lockend über die Felder und ließ die malerisch platzierten Schäfchen aufhorchen.

Ich setzte mich auf einen der hinteren Plätze. Auf der Gangseite jeder Kirchenbank und im Leuchter über der Kanzel wurden Kerzen entzündet. Die anderen Bänke waren größtenteils mit Familien besetzt, die ich wegen der grellbunten Sommerfarben ihrer Kleidung für Touristen hielt. Dann kam der Pastor mit seinem spitzen Bart, in schwarzem Talar und Beffchen. Er warf einen wohlwollenden Blick auf seine Herde, faltete die Hände vor der Brust und bat die versam-

melte Gemeinde, zu sagen, wer woher komme: »Und wer ist aus Berlin?« (Einige Hände gingen hoch.) »Und wer ist aus Kiel?« (Weniger Hände.) Auf Englisch fügte er hinzu: »Ich glaube, wir haben sogar einen Besucher aus dem Ausland!« Seine Augen verengten sich, und er richtete seinen lutherisch-gewichtigen Blick auf die letzte Kirchenbank, wo ich saß.

Es war ein langer Gottesdienst, in dessen Verlauf er sich bei den Liedern begeistert auf der Gitarre begleitete, ehe er die bunt bemalte Kanzel bestieg und seine Predigt hielt, die mir, obwohl ich wenig verstand, einschüchternd und herrisch vorkam. Er warf den drei Teenagermädchen in der Reihe vor mir bedeutungsvolle Blicke zu und sagte etwas über Facebook (was unsicheres Kichern auslöste) und erzählte im Anschluss die Fabel vom Fuchs und dem Wolf.

Als der Gottesdienst vorbei war – wofür ich bereit war, allezeit Dank zu sagen –, unterhielten wir uns unter dem geschnitzten Türrahmen, halb in der Sonne, halb im Schatten stehend. Ich fragte den Pastor nach seiner Predigt, und er sagte, er habe darüber gesprochen, wie wichtig es sei, Jesus in unser Herz aufzunehmen, und wie die einfachen Dinge auf Hooge – die Sonne, der Wind und das Meer – als Parabel für ein gutes Leben und für die Vermeidung von Versuchung und Sünde verstanden werden sollten. Auf der Kanzel hatte er viel länger gebraucht, um donnernd zu diesem Schluss zu kommen.

Ich fragte ihn, ob viele der heutigen Gottesdienstbesucher auf Hooge lebten. Keiner, stellte sich heraus. Er selbst lebe in Kiel, wo er Theologievorlesungen halte, und er sei auch kein Friese, sondern für seine Stelle aus Bayern in den Norden gezogen. (»Wir wohnen zum Teil auf Sylt – und haben natürlich nur einen winzigen Wohnwagen ...«) »Aber«, darauf bestand er, »die Kirche bedeutet den Menschen auf den Halligen sehr viel. Sie sind fromm auf ihre Art. Im Sommer ist es schwer für sie, den Gottesdienst zu besuchen« (und er wiederholte ein Leitmotiv, das mir langsam bekannt vorkam), »weil sie sehr beschäftigt sind.«

Wir redeten ein wenig über die »friesische Mentalität«. »Haben Sie

Storm gelesen?«, fragte er mich, und ich sagte, dass ich das gelesen hätte, was ich in englischer Übersetzung hatte finden können. Was, fragte ich ihn, bedeute seiner Ansicht nach der dramatische Höhepunkt des Schimmelreiters?

Dem Pastor schien die Frage unangenehm zu sein. Zeit seines Lebens war Storm der Kirche ein Dorn im Auge gewesen. Einerseits war er nicht nur durch sein literarisches Talent, sondern auch als hoch angesehener Richter und Anwalt ein Vorbild an Rechtschaffenheit und Moral. Auf der anderen Seite lehnte er die Amtskirche ab, und als ihn sein Magenkrebs kurz nach der Vollendung des Schimmelreiters zu besiegen drohte, verweigerte er, zum großen Leidwesen aller, die für eine Umkehr auf dem Sterbebett gebetet hatten, die Sterbesakramente.

Gegen Ende der Novelle, als Hauke Haien, der bislang die Kirche verachtet hat, kurz davor ist, seine fieberkranke Frau zu verlieren, fleht er um göttlichen Beistand. Doch jemand hört, wie er zu Gott ruft: »Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allezeit, wie du willst«, womit er die Allmacht Gottes infrage stellt und so bei seinen Nachbarn den Verdacht weckt, er sei ein Atheist oder Satanist oder beides. »Ich glaube«, sagte der Pastor, »der Schimmelreiter beweist, dass Storm kurz davor war, sich Jesus zuzuwenden. Die Flut ist die göttliche Macht, die Storm so lange versuchte zu verleugnen.«

Oder vielleicht, sagte Uwe Jessel, war die Flut nur eine Flut.

Uwe Jessel war der Lehrer, der den lüsternen Greis in dem plattdeutschen Theaterstück gespielt hatte. Nach meinem Abschied von dem Pastor fuhr ich mit dem Fahrrad zu der Warft, auf der Jessels Schule stand. Es war zwar Sonntag, aber er hatte gesagt, er sei im Klassenzimmer, um ein paar Dinge zu erledigen, und später kämen auch zwei seiner Schüler – vierzig Prozent der gesamten Schülerschaft –, um ihm zu helfen. Als ich eintraf, starrte er gerade mit zusammengekniffenen Augen in ein Mathematikbuch und hörte Mozart, während in seiner Tasse schwarzer Tee zog. Schule, Klassenzimmer und Wohnung waren eins.

Ich habe nie herausgefunden, weshalb Uwe Jessel nach Hooge gekommen war. Nicht dass er der Frage ausgewichen wäre; vielmehr hatte sich der Grund schon lange verflüchtigt. Er und seine Frau waren hier und würden voraussichtlich auch nicht wegziehen. Eine Schule mit fünf Schülern zu führen, sei eine einzigartige Aufgabe, besonders im Hinblick auf die große Altersspanne: Das jüngste Kind war sechs, das älteste siebzehn. Und daher, sagte er, habe er alles andere als ein entspanntes Leben, er sei *sehr beschäftigt*, weil er ja sicherstellen müsse, dass der Lernstoff seiner Schützlinge ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessen sei.

Das Klassenzimmer war vollgestopft mit Büchern, Fotos, einem Aquarium, einer ausgestopften Lumme und Strandgut von der Hallig. Ich musste an die schon lange verschwundene alte Schule auf Spurn Point denken und wie die Lehrer mit ihren Schützlingen zum Strandgutsammeln in die Dünen gegangen waren.

Uwe sagte, das Besondere an Storm sei, dass seine Texte so viele unterschiedliche Interpretationen zuließen; deshalb blieben sie lebendig. Oft habe man den Eindruck – und das konnte ich genau nachvollziehen –, dass er einem kein Rätsel aufgabe, sondern vielmehr etwas Düsteres erkunde und dabei auch auf Licht in seinen verschiedenen Nuancen stoße (und das, als sei es das erste Mal), und auf diese Reise nehme er den Leser mit. Und natürlich müsse man sich immer vor Überinterpretation hüten. Zum Beispiel die Sturmflut. Diese Schule, in der wir gerade saßen, sei 1968 an der Stelle der alten Schule erbaut worden, die von der Sturmflut 1962 völlig zerstört worden war. Damals habe zum ersten Mal seit Generationen ein so schlimmes »Land unter« geherrscht, dass die Warft stark beschädigt worden sei, und viele Gebäude, darunter die Schule, hätten abgerissen werden müssen. In Hamburg seien Dutzende gestorben. Er nahm einen Schluck Tee und sagte, die Tasse noch an den Lippen, als wäre ihm der Gedanke gerade erst gekommen: »Das war eine Sturmflut. Keine Metapher.«

Ich fragte Uwe, was seiner Meinung nach der größte Vorteil und

der größte Nachteil am Besuch solch einer kleinen Inselschule sei. Das Schlimmste, sagte er, sei, dass der älteste Schüler die Gesellschaft Gleichaltriger vermissen – es sei ihm »irgendwie peinlich«, mit einer Sechsjährigen in einer Klasse zu sitzen. Umgekehrt würde jedoch aus dem gleichen Grund der Älteste sensibler für die Bedürfnisse jüngerer Kinder und entwickle ein gutes Einfühlungsvermögen, während die Jüngeren nicht in der Masse untergingen und so viel Aufmerksamkeit bekämen, wie sie brauchten.

Eine lange Gesprächspause wurde unterbrochen, als zwei Jungen an die Tür klopfen und hereinkamen. Wie Uwe mir erklärte, wollten sie gemeinsam das Aquarium runderneuern, um die Ankunft des Axolotls vorzubereiten, einer eigenartigen Amphibie aus Mexiko, die ein Naturforscher aus Bredstedt vorbeibringen wolle. Die alten Scheiben waren bereits aus den Rahmen genommen worden, und der Kitt war herausgekratzt, doch jetzt galt es, die neuen Scheiben, die ein bisschen zu groß waren, hineinzuzwängen. Die Jungen standen daneben, während Uwe, untermalt von einem Hornkonzert von Mozart, drückte und grübelte. »Vielleicht lassen Sie uns das mal besser in Ruhe erledigen«, sagte Uwe und fügte hinzu: »Stellen Sie sich mal vor: Morgen, wenn Sie an Bord der *Hilligenlei* gehen und die anderen Passagiere aussteigen, kreuzt sich Ihr Weg mit dem des ersten Axolotls auf Hooge.«

Uwe Jessel wies mir den Weg zur übernächsten Warft, von wo ein kräftiger Gegenwind ungehindert über die billardgrünen Wiesen wehte. Es war ein Kampf, mit dem Fahrrad dagegenzuhalten – als liefe man eine abwärtsführende Rolltreppe hinauf –, und so erreichte ich schwitzend und außer Atem das Haus des Bürgermeisters, Matthias Piepgras. Noch einige Minuten nachdem er mich begrüßt hatte, konnte ich kaum sprechen, aber er paffte mitfühlend an seiner Meer-schaumpfeife und winkte mich hinein. Inmitten seines Papierwusts und mehrerer halb fertiger Projekte fühlte ich mich wie zu Hause – umso mehr, als etwas Musikähnliches aus dem Wohnzimmer drang. Leonard Cohen brachte gerade einen knarrenden Song zu Ende (nicht

auf Friesisch), und die Freundin des Bürgermeisters, Christiane Jene-  
mann, kochte starken Kaffee. Sein markantes, aber keinesfalls stren-  
ges Gesicht machte Piepgras sofort sympathisch. Wie Uwe war er  
kein Sohn der Hallig, sondern hatte auf dem Festland als »Lehrer für  
langsamere Kinder« gearbeitet, ehe er eine »Lebenskrise« erlebt und  
das dringende Bedürfnis verspürt hatte, an einem Ort wie Hooze zu  
leben – umgeben von nichts anderem als der Wonne des Meeres, der  
Wiesen und der Wolken –, wo er wieder Selbstvertrauen und Kraft  
schöpfen konnte.

Christiane brachte den Kaffee, und Dampf und Pfeifenrauch um-  
kringelten einander im hellen Licht, das durch die verstaubten Fen-  
ster hereinfiel.

Zu dem Bürgermeisteramt habe man ihn weder gedrängt, noch  
habe er sich darum bemüht. »Aber es war alles so schlecht organi-  
siert, da brauchte es mal eine ... wie sagt man?«

»Außenperspektive?«, schlug ich vor.

»Ja! Genau! Exactly!« Und daher, erzählte er, habe er sich so sehr  
eingemischt und so viel Rabatz gemacht, dass er am Ende feststellen  
musste, dass er den Posten hatte.

Auch Christiane stammte nicht von den Halligen, doch als sie mir  
ein Exemplar ihres Buches *Halliglööd* schenkte, vermutete ich gleich,  
dass sie sich bei den meisten Ortsansässigen beliebt gemacht hatte.  
Es war ein großer roter Fotoband, der mir bereits in sämtlichen Län-  
den entlang der schleswig-holsteinischen Küste aufgefallen war. Ich  
erzählte den beiden, dass ich bereits einen anderen Bürgermeister  
kennengelernt hatte, Frank Botter auf Helgoland.

»Ha!«, rief Matthias. »Botter! Ja, so ein kräftiger Kerl, wie ein Stier!  
Netter Typ. Ich habe ihn mal bei der Jahrestagung der schleswig-  
holsteinischen Inselbürgermeister kennengelernt.« Irgendwie kam  
mir der Gedanke unheimlich komisch vor, jemanden zu treffen, der  
Botter ebenfalls kannte. Ich sagte, ich könne mir nicht vorstellen,  
dass Botter auch Leonard Cohen hört. »Ja, eher nicht«, antwortete  
Matthias. Dann erinnerte ich mich, was er alles darüber gesagt hatte,

was es bedeute, ein »echter« Helgoländer zu sein. Habe Matthias denn Probleme, weil er kein Einheimischer war?

Kurz tauschten Christiane und er nervöse Blicke, dann stopfte er seine Pfeife, ehe er mir erklärte, dass es auf einer so kleinen Insel wie Hooge zwangsläufig Probleme gebe. Wäre er woanders Bürgermeister, etwa in Husum oder Bredstedt, dann wäre sein Leben einfacher. So aber gebe es so viel zu tun, und er habe nur das allernötigste Personal, daher streite er sich gerade mit der Landesregierung von Schleswig-Holstein um mehr Geld. Außerdem kämpfe er dafür, dass das Land mehr Verantwortung für Entscheidungen übernehmen möge, die die Belange Hooges beträfen, aber manchmal mit den persönlichen Bedürfnissen seiner Bewohner kollidierten.

»Sagen wir mal so«, schloss er, »ich habe meine politischen Feinde.«

Im Scherz fragte ich, ob er denn um Leib und Leben fürchten müsse.

»Bis jetzt nicht. Aber mir sind schon drei Autos vor der Haustür zerstört worden.«

»Hätten Sie als Sonderschullehrer je gedacht, dass Sie einmal Bürgermeister einer Neunzigseeleninsel werden würden?«

»Nein, das hätte ich nie gedacht. Niemals.«

Es war mir unangenehm, dass unsere Unterhaltung derart in Richtung Verhör abgedriftet war, und ich spürte, dass Matthias trotz seiner Liebenswürdigkeit lieber allein gelassen werden wollte mit Christiane (so weit nachvollziehbar), mit Leonard Cohen und seiner Pfeife. Und als ich an seine Autos dachte, konnte ich nachempfinden, wie ausgeliefert man sich auf einer Warft manchmal fühlen musste. Vor Blitzschlag mochte man sicher sein, dafür aber war man Sturmfluten, unerwünschten Gedanken und Erinnerungen und Vandalismus ausgesetzt. Und mir kam wieder das Schicksal Hauke Haiens in den Sinn, was mich – vielleicht aufgrund des vielen Kaffees und der Verausgabung auf dem Fahrrad – auch ein bisschen um Matthias Piepgras fürchten ließ.

Als ich ging, schien noch die Sonne, doch undankbarerweise hatte der Wind gedreht, und egal, wie kräftig ich in die Pedale trat, mein nächstes Ziel schien sich mir eisern zu entziehen. Ich versuchte mir den Text von Suzanne ins Gedächtnis zu rufen, und als ich mich an die Hälfte erinnert hatte, war ich angekommen.

Am nächsten Tag war ich in meiner Bleibe auf dem Bauernhof – offenbar eine Scheune, die zu einer Herberge für Schulklassen umgebaut worden war – früh auf den Beinen, um die Fähre zurück nach Schlüttsiel zu erwischen. Der Anstaltsgeruch nach billigen Reinigungsmitteln und Klemmbrettern erfüllte die zugestellten Gänge und die Duschen. Die Herbergswirtin hatte ich nur im Vorbeigehen gesehen, doch Patricia, der blassen, ängstlich dreinschauenden, aber freundlichen Aushilfe aus Krakau begegnete ich häufiger; sie war auch weitaus interessanter.

Sie erzählte, dass sie mit Ausnahme ihres Arbeitgebers kaum mit irgendeinem Einwohner von Hooge gesprochen habe, seit sie drei Monate zuvor hier angekommen sei. Sonderlich einsam sei sie nicht, weil Peter, ein Landsmann, ebenfalls auf dem Hof arbeite und dem Bauern mit den Kühen und dem Fahrradverleih helfe. Aber sei das nicht erstaunlich, angesichts der Tatsache, dass auf der Warft alles so eng zusammengedrängt war, wollte ich wissen. Es mache ihr nicht viel aus, sagte sie.

Im Jahr zuvor habe sie in Madrid gearbeitet – die Stadt habe ihr sehr gut gefallen – und davor in Toronto, wo es *fantastisch* gewesen sei. Nach Hooge sei sie gekommen, weil ein so entlegener, stiller Ort sie gereizt habe. »Ich kann mich nicht wirklich beschweren«, sagte sie. »Und im August verlasse ich Deutschland, um in einem Pflegeheim in Surrey bei London zu arbeiten. Kennen Sie Surrey? Ich freue mich wirklich darauf. Meinen Sie, das wird gut?«

Meine Antwort war nicht ehrlich, und Patricias Misere wie auch die trotzig-Weigerung der Einwohner von Hooge, sich für sie zu interessieren, machten mich traurig und wütend. Von der anderen Seite des Fething aus beobachtete ich ein paar Bauern, wie sie eine Kuh in

den Stall manövierten. Es waren kräftige Männer in blauen Overalls mit alttestamentarischen Bärten, und mir schien, als hätte ich ebenso gut über eine Jahrhunderte breite Kluft blicken können statt nur über einen Ententeich – vielleicht konnten sie mich ja gar nicht sehen. Ich musste daran denken, was Arend Maris über Inselbewohner gesagt hatte: Sie glaubten nicht an den Rest der Welt, selbst wenn sie ihn direkt vor der Nase hätten.

Der Morgen mit seinem allzu passenden Geniesel, unter dem Meer und Wiesen schmolten, war wie geschaffen für wehmütige Gedanken. Ich war lange genug auf Hooge und Langeneß gewesen, dass ich abreisen und zugleich nicht abreisen wollte. Allein der Gedanke an eine Welt mit drei- oder mehrstöckigen Gebäuden, mit ganz normalen Hauptstraßen und ihren Versprechen und Kompromissen wirkte schon jetzt einschüchternd. Stille war unmöglich auf den Halligen, sie wurde vom Wind vertrieben, von der zischenden See und den lärmenden Vögeln. Aber die Abgeschlossenheit, die Matthias Piepgras hier gefunden hatte, ehe er in die Angelegenheiten der netten und nicht ganz so netten Bewohner von Hooge verstrickt wurde, hatte tiefe Spuren bei mir hinterlassen. Vielleicht bekam man, wenn man zu lange blieb, ein ernstes Gemüt. Oder man neigte irgendwann zu mürrischen Blicken und begann zu argwöhnen, dass Gesang gleichbedeutend mit Leichtfertigkeit sei.

Die Hilligenlei bahnte sich ihren Weg zum Anleger, wo ich mit einer Handvoll anderer Passagiere zitternd wartete; unbeeindruckt vom Wetterwechsel, widmeten sich die Rauch- und Seeschwalben ihrer Luftakrobatik. Gleich gab es wieder Kaffee und Suppe mit Würstchen und Apfelkuchen, und ich würde dabei Notizen machen und überlegen, wo und was das nächste Ziel sein sollte. Unerwartet und überfallartig kam mir der Gedanke, dass der Pastor mit seiner Interpretation des Schimmelreiters falschlag. Der Dambruch und Haukes Galopp über den einstürzenden Deich, die ganze schreckliche Tragödie stellt nicht das Flehen eines Sterbenden um Vergebung dar, sondern einen Angriff gegen Kleinlichkeit und Frömmigkeit – und

sogar, dachte ich, gegen das leise Dudeln sanfter Rockmusik, das in Deutschland offenbar alle öffentlichen Räume erfüllt, selbst auf Fähren.

Ich trank meinen Kaffee und aß Suppe und Kuchen. War ich eigentlich einem Mann mit einem Axolotl begegnet? Schwer zu sagen, doch ich wusste, die eigenartige, deplatzierte mexikanische Amphibie, die übrigens durch Anpassungsfähigkeit und nicht durch Konfrontation gedeiht, sollte bald eine neue Heimat auf einer Marschinsel finden, deren Bewohner nett zu Fremden sind – meistens jedenfalls.